

Nachtschwester Margrit

Autor(en): **Marti, René**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **80 (1971)**

Heft 3

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachtschwester Margrit

René Marti

Im Operationssaal herrschte reger Betrieb. Ich schaute auf die Uhr, es war sieben. Auf einem Schragen, fest angebunden mit Lederriemen, gab man mir eine Anzahl Einspritzungen, da mein Herz sehr unregelmässig schlug. Ein Einschlafen durch Aether fiel deshalb ausser Betracht. Ich war so bei vollem Bewusstsein, als sie mir das zur Freilegung der Operationsstelle nötige Stück Kopfhaut wegschnitten und einen Knochen herausmeisselten. Viel Blut und Eiter quoll aus der Wunde: Ich schloss die Augen. Ich musste doch fest geschlafen haben, denn als ich erwachte, lag ich bereits in einem hohen, frisch angezogenen weissen Stahlrohrbett, ganz allein in einem Zimmer. Eine Krankenschwester hielt ihre Hand um mein Handgelenk. Sie lächelte mir gütig ins Gesicht. Ich wollte ihr Lächeln erwidern, konnte aber nicht einmal die Lippen bewegen. Um meinen Kopf war ein dicker Verband gelegt. Bald schlief ich vor Müdigkeit wieder ein und erwachte erst am späten Nachmittag. Ein Assistent wechselte mir den inzwischen blutdurchtränkten Verband. Schräg sandte die Sonne ihre letzten Strahlen durchs Fenster. Die Schwester sprach etwas und trat dann aus dem Zimmer; ich verstand sie nicht. Gegen Abend erhielt ich etwas Tee. Essen durfte ich nichts. Ich hoffte immer, in einigen Tagen das Gehör wieder zu erhalten. Aber statt dessen verschlimmerte sich der Zustand, so dass sich schon am dritten Tage nach meiner Einlieferung eine zweite Operation als nötig erwies. Es war mitten in der Nacht, als man mich in den Operationssaal hinüberfuhr. Ich hatte keine Furcht. Eine liebe und gute Schwester, zu der ich alles Zutrauen hatte, begleitete mich. Sie hiess Schwester Margrit und war Nachtschwester. Die Augen wurden mir verbunden. Ich sah und hörte nichts, nur das Meisseln und das Herunterrieseln der Knochenstücke verspürte ich. Alles ging gut vorüber. Ein zweitesmal lächelte mir die Schicksalsgöttin zu.

Schwester Margrit geleitete mich ins Krankenzimmer zurück und half, mich vom Dreiradwagen sorgfältig ins Bett hinüber zu heben. Ich bat, sie möge doch bei mir bleiben. Ihre klaren dunklen Augen schauten mich mitleidig an. Wie alt mochte sie wohl sein? Anfangs 20 vielleicht. Wahrscheinlich hatte sie erst vor kurzem die Prüfung bestanden. Die Tracht war ganz neu, das rote Kreuz noch nicht verwaschen. Es leuchtete blutrot, gleich einem brennenden Mal an ihrer Brust. Sah ich damals nicht ganz deutlich, wie es länger und länger und schliesslich schwarz gefärbt wurde — das Totenkreuz —? Wem galt es, vielleicht mir? Von dieser Stunde an liess mich das Kreuz nicht mehr los. Die Tageschwester, der ich das am andern Morgen erzählte, hielt mich für abergläubisch und belehrte mich mit allerlei Gesten und Deuten eines Bessern. Aber das schwarze Kreuz

blieb mir trotzdem vor Augen. Immer und immer wieder sah ich es länger werden, dunkler und schwärzer. Hielt man mich für verrückt, als ich in ein anderes Zimmer versetzt wurde? Dichte, schwarze Vorhänge sperrten nachts jedes Licht aus.

Mir gefiel es hier nicht, und eines Abends verlangte ich nach Schwester Margrit. Doch an ihrer Stelle betrat ein schwarzgekleideter Mann mein Zimmer. Jetzt verstand ich. Es würgte mich im Halse, aber weinen konnte ich nicht. Ich hörte nichts von dem, was der Pfarrer murmelte, und dieser zog sich nach kurzer Zeit wieder zurück. Schwester Margrit blieb aus. Auf mein Läuten erschien wohl eine alte Schwester, nicht aber Schwester Margrit. Als ich nach der letzteren verlangte, verliess die Ordensfrau achselzuckend das Zimmer.

Endlich trat Schwester Margrit ein. Traurig und blass kam sie auf mein Bett zu. Sie streichelte meine Haare und tröstete mich. Mich würgte es im Hals, ich brachte kein Wort hervor. Gierig trank ich das dargebotene Glas Lindenblütentee. Wie tat das gut! Sie blieb länger als sonst, und ihr Weggehen bemerkte ich nicht, denn ich war eingeschlafen.

Von dieser Zeit an wurde ich ruhiger. Mein gesundheitlicher Zustand und mein Gehör verbesserten sich zusehends. Der Chefarzt freute sich und versicherte mir, mich in drei Wochen entlassen zu können, wenn nichts dazwischen komme.

Wieder verging eine Woche. Noch eine Tagsüber durfte ich ein wenig aufstehen, doch nur für recht kurze Zeit, da ich sofort leichte Schwindelanfälle bekam. In einer der letzten Nächte kam wie gewohnt Schwester Margrit. Sie freute sich darüber, dass ich bald entlassen würde. «Ja, ich bin froh, gesund geworden zu sein, ich danke Ihnen aufrichtig für die liebe Pflege und die Geduld.» Weiter kam ich nicht. Der Abschied stand mir bevor, und jetzt wusste ich, dass ich Margrit liebgewonnen hatte.

Nach einer Weile schaute sie mir in die Augen und sagte: «Es war nur meine Pflicht.» Aber ich wusste es besser, es war mehr als Pflicht, es war auch sehr viel Liebe und Aufopferung dabei. Ohne die kann ein Mensch nicht leben, geschweige denn gesunden und wieder erstarren!

Wieder verstrich eine Weile. Totenstille. Ich spürte ihren Atem: «Ich werde nach Biafra gehen», stiess sie dann hervor und zog hastig ein Papier aus der Tasche. Sie zitterte leicht, als sie mir das Schreiben hinstreckte. Ich ergriff es und las.

Die fünf Unbekannten

Dann starrte ich auf die Bettdecke. Biafra. Eine Ewigkeit verstrich. Sie wünschte mir gute Nacht und ging. Später kam sie nochmals und gab mir schweigend einen Brief; er enthielt nicht viel, die Adresse im biafranischen Spital und beste Wünsche. Ich sah sie zum letztenmal. Noch heute höre ich ihre Schritte widerhallen; ihre liebevolle Stimme klingt heute noch in meinen Ohren; noch sehe ich sie an meinem Bettrand sitzen und mich trösten.

Bald darauf verliess ich das Spital und fuhr nach Hause. Allerdings trug ich noch einen leichten Kopfverband. Margrit und ich schrieben uns jede Woche. Dann trat plötzlich eine Pause ein. Schon war ein Monat vergangen, ohne dass Margrit ein Lebenszeichen gab. Ich nahm an, dass sie sicher alle Hände voll zu tun habe und aus diesem Grunde nicht mehr antworten könne. Vielleicht riss auch die Postverbindung ab? Eines Tages liess es mir keine Ruhe, und ich erkundigte mich im Spital bei einem mir bekannten Arzt nach Schwester Margrit. Er gab mir einen Wink, ihm zu folgen, und schweigend führte er mich in eines der Sprechzimmer. Er hiess mich Platz nehmen. «Wie Sie wissen», begann er und bot mir eine Zigarette an, «braucht Biafra gute Krankenschwestern für den Krieg, für die Pflege der Verwundeten, Soldaten und Zivilisten. Es ist eine grosse und ehrenvolle Sache, für diesen Zweck dienen zu können. Nun wollte es das Schicksal, dass Schwester Margrit nicht mehr zurückkehren wird. Sie starb als tapfere, unbekannte Helferin für eine gute Sache. Durch ein Bombardement auf ein Feldlazarett, in dem sie diente, wurde sie schwer getroffen und verschied nach kurzer Zeit.»

Ich hörte die anderen Bemerkungen des Arztes nicht mehr, grau und dumpf schien mit einem Male die ganze Umgebung zu sein. Fortwährend sah ich im Geiste ihr liebliches Antlitz vor mir, auf dem schon zu Lebzeiten ein Schimmer der Ewigkeit lag. Nun ist sie tot. Durch das Kreuz selbst zum Kreuz geschlagen.

Und ich weiss es: deine sterbliche Hülle hat ausgelitten. Zur Erde, von der du genommen bist, soll dein Leib werden. Die harten Prüfungen des irdischen Daseins hast du glänzend bestanden. Für die Welt magst du tot sein, aber in meinen Gedanken lebst du fort.

Leichter Regen fiel zur Erde, als ich durch die gewohnten Strassen zum Bahnhof schritt. Ich begriff mit einemmal die Bedeutung jenes sonderbaren Kreuzes, das ich damals zu sehen glaubte. So erschien es mir immer als etwas Unantastbares, ja fast als etwas Heiliges, vor dem ich höchste Ehrfurcht empfinde.

Unter dem Titel «Die fünf Unbekannten» stellen sich fünf Schriftsteller und ein Bildhauer, die fast alle der jungen Generation angehören, mit Lyrik, Prosa und Zeichnungen vor. Die Arbeiten reichen vom Wortbild («Sag gaS») bis zur märchenartigen Erzählung («Remigius und Anita und der barmherzige Hügel»). Aus allen Texten und den Bildern spürt man das Leiden an den bestehenden Unzulänglichkeiten und ein Sehnen nach einer besseren Welt, deren Verwirklichung von innen her gesucht wird. Neben nicht immer geglückten Metaphern finden sich, sowohl in den gebundenen wie in den Prosastücken, Zeilen von grosser dichterischer Kraft, die bei aller Originalität das Ewig-Menschliche treffen und zum Aufleuchten bringen. Die Anthologie der fünf Unbekannten — René Marti, Ruth Mayer, Erhard Alban Roth, Emil Rath und Christian Roth — ist mit sieben Illustrationen des siebzehnjährigen Bildhauers AL' Leu geschmückt, der damit ein beachtliches Talent an den Tag legt. Das Buch ist im Verlag Christian Roth, Langnau am Albis, erschienen. Wir entnehmen ihm sowohl die Erzählung «Nachtschwester Margrit» als auch das nachfolgende Gedicht:

*Schatten werfen wir,
die grösser und mächtiger als unsere Körper,
mal vorn, mal hinten, dann höher sind,
das zweite «Ich» nicht lassen verleugnen.
Schatten im Leben,
in der Liebe, auf unserem Glück,
bleiben oft lange kleben
und keiner denkt gern an sie zurück.
Ereignisse werfen ihre Schatten voraus,
hinterlassen Schatten leicht
und bald schon werden daraus,
die Schatten der Vergangenheit.
Kunstvoll, verspielt und verrückt,
wie Kinder es lieben —
fast ein Theaterstück,
wenn Schatten spielen.
Sie bleiben ein Rätsel,
erfreuen oder lehren das Hassen,
ob sie gut sind oder schlecht,
kein Schatten lässt sich fassen!
Leichter ist es,
Das Gute und Schöne zu sehen.
Grausamkeit, Armut
und Hässlichkeit,
lässt unsere Lider fallen. —
Der Traum geht weiter —
von Gutem und Schöнем!*